



J. COURTNEY SULLIVAN

Die Ver- lobungen

Roman Deuticke

Das Buch

Wieso verlässt Teddy seine Frau und die beiden gemeinsamen Töchter – wegen einer Frau, die er an einer Hotelbar kennenlernt? James fragt sich, wieso Sheila ausgerechnet ihn, der doch nur ein Versager ist, geheiratet hat. Delphine verlässt ihren Mann und ihr Leben in Paris, um ihrem Geliebten nach New York zu folgen, und wird es bitterlich bereuen. Kate lehnt die Ehe ab, doch nun wollen ihre besten Freunde heiraten, und zwar so richtig prunkvoll: Jeff und Toby. J. Courtney Sullivan erzählt in diesem Roman meisterhaft die Geschichte von vier Paaren, die einander gefunden, geliebt, geheiratet, betrogen und verlassen haben. Geschickt verwebt sie die Fäden miteinander und zieht den Leser immer wieder in ihren Bann.

Die Autorin

J. Courtney Sullivan, Autorin und Journalistin, lebt in New York und schreibt u.a. für *New York Times*, *Chicago Tribune*, *Elle* und *Men's Vogue*. Ihr Roman *Maine*, der 2013 unter dem Titel *Sommer in Maine* bei Deuticke erscheint, war in den TOP 10 der besten Bücher 2011 des *Time-Magazines*.

J. Courtney Sullivan
Die Verlobungen

Aus dem Amerikanischen von Henriette Heise
592 Seiten. Gebunden mit Lesebändchen. € 21,90 (D)

Erscheinungsdatum: 03.02.2014

ISBN 978-3-552-06244-3

Auch als -Book

www.hanser-literaturverlage.de

J. Courtney Sullivan

Die Verlobungen

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Henriette Heise

Deuticke

Er kam fünfzehn Minuten verspätet, genau wie am Abend zuvor. »Wow, Sie sehen aber gut aus«, sagte er. »Aber wo ist Henri?«

Sie fühlte sich geschmeichelt, obwohl ihr auch auffiel, dass er sich für seine Verspätung nicht entschuldigt hatte. Als sie sich setzten, erklärte sie ihm, dass ihr Mann krank im Bett läge.

»Das tut mir aber leid«, sagte er. »Sie hätten nicht kommen sollen. Sie hätten zu Hause bleiben sollen, um sich um ihn zu kümmern.«

»Er kümmert sich schon um sich selbst«, sagte sie.

»Na gut. Wenn Sie meinen.« Er warf einen Blick in die Speisekarte. »Was empfehlen Sie?«

Das Paar am Nebentisch warf ihnen einen Blick zu. Es war ein kleines Restaurant mit nur zehn dicht beieinanderstehenden Tischen. P.J.s Stimme übertönte alles andere, aber ihm schien das gar nicht aufzufallen. In der Hoffnung, er würde es ihr gleichtun, senkte Delphine ihre Stimme beinahe zu einem Flüstern.

»Ich kann alles empfehlen«, sagte sie, steckte sich eine Zigarette an und bot ihm eine an. Er schüttelte den Kopf.

»Wie waren die Aufnahmen?«

»Super! Und danach bin ich losgezogen und habe den ganzen Touristenkram gemacht. Für Sie wahrscheinlich alles total lahm.«

»Lahm?«

»Langweilig.«

»Ah.«

»Ich bin auf den Eiffelturm hoch«, sagte er. »Eine ewig lange Schlange, aber es hat sich gelohnt: Der Blick ist eine Sensation. Gehen Sie manchmal hinauf?«

»Zum letzten Mal als Kind.«

Er nickte. »Ich war ja auch noch nie auf dem Empire State

Building, dabei wohne ich nur vierzig Blocks entfernt. Jedenfalls war ich oben und bin dann an der Seine entlangspaziert und wollte mir den Louvre ansehen. Also, ich habe ihn mir ja auch angesehen, aber verdammt, ist der riesig. Ich hab das hier für meine Mutter besorgt.« Er griff in eine kleine Papiertüte und entnahm ihr eine Plastiksneekugel mit einer Miniatur-Notre-Dame im Schneegestöber. »Sie sammelt die«, erklärte er. »Dann hab ich mich in ein Straßencafé gesetzt, weil ich im Flugzeug in meinem Reiseführer gelesen habe, dass man das unbedingt machen muss.«

Sie lachte. Das klang in ihren Ohren typisch amerikanisch: fröhlich an der frischen Luft sitzen und sich freuen, weil man irgendwo gelesen hatte, dass man es so machen müsse. »Und? Wie hat es Ihnen gefallen?«

»Ganz nett. Eigentlich nicht so anders als Kaffeetrinken in New York. Außer, dass es hier mehr Raucher gibt. Und so viele schöne Frauen. Ich weiß, es ist ein Klischee, aber es ist doch wahr. Die Sprache ist manchmal ein Problem. Ich verbringe ja die Hälfte meiner Zeit an Orten, wo ich höchstens Hallo sagen kann. Aber wenn ich hier den Mund aufmache, werfen mir ein halbes Dutzend Pariser böse Blicke zu. Ein bisschen ungemütlich.«

Delphine lächelte. Anscheinend war es aber nicht ungemütlich genug, dass er mehr als nur *bonjour* und *merci* würde lernen wollen. Aber vielleicht war das ungerecht.

»Was soll ich vor meiner Abreise noch machen?«, fragte er. »Es gibt so viel zu sehen. Ich bin ein bisschen überfordert. Ich habe über zwei Ecken gehört, dass es am Canal Saint-Martin schön sein soll.«

Sie nickte. Dort lebte die junge Boheme. Henri brächten da keine zehn Pferde hin, und auch Delphine kannte die Gegend kaum.

»Wie lange sind Sie noch hier?«, fragte sie.

»Zwei Wochen.«

»Oh. Das hat Henri gar nicht gesagt.«

»Vielleicht habe ich es ihm gegenüber nicht erwähnt. Vermutlich nicht. Eigentlich bleibe ich nirgends länger als ein oder zwei Nächte, aber diesmal wollte ich richtig Urlaub machen. Bis September habe ich nicht viel zu tun. Das kommt nicht oft vor. Bitte verstehen Sie das jetzt aber nicht falsch: Ich mag Sie und Ihren Mann sehr gerne, aber wenn ich es vermeiden kann, umgebe ich mich in meiner Freizeit ungern mit Leuten aus der Musikwelt.«

Das beleidigte sie überhaupt nicht, weil es ihr meistens genauso ging. Doch er schien zu glauben, sie verletzt zu haben.

»Wissen Sie: Gespräche über die Arbeit machen mich irgendwie nervös«, erklärte er weiter. »Ich komme aus einer Familie mit fünf Kindern, und die ernsthaftesten Debatten bei uns drehten sich um die Frage, ob *Familienbande* oder *Hollywood Square* eingeschaltet wird. Meine Eltern sind gute Menschen und nicht blöd, aber eben ganz normale Leute. Manchmal fehlt mir das.«

Seine Worte rührten Delphine, was sie sehr überraschte. In Paris wollten die meisten jungen Musiktalente kein Konzert und kein gesellschaftliches Ereignis verpassen. Dann sprachen sie mit einem Stolz von ihren wohlhabenden Familien, als hätten sie sich ihren sozialen Status erarbeitet. Delphine war erstaunt, dass sein Erfolg diesen Mann so wenig verändert zu haben schien. Und jetzt wurde ihr auch klar, dass er am Vorabend nur höflich gewesen war.

»Ich hoffe, dass das Gespräch mit meinem Mann Ihnen nicht zu viel geworden ist. Manchmal kann er sich einfach nicht beherrschen«, sagte sie. »Ich komme auch aus einfachen Verhältnissen. Musik war immer ein wichtiger Teil meines und meines Vaters Lebens, aber nicht all das, was für andere Leute dazugehört. Ich bin nicht immer ganz bei der Sache,

wenn Henri mit Musiktheorie anfängt. Meinen Vater hat nie etwas anderes interessiert als der Klang.«

Er nickte. »Mir geht es genauso. Ich spiele lieber, als dass ich übers Spielen rede. Mittlerweile gebe ich über fünfzig Konzerte im Jahr, also fast eines pro Woche. Da bleibt für anderes nicht viel Zeit. Vor ein paar Jahren habe ich zu einer großen Agentur gewechselt. Die haben vielleicht Namen bei sich. Mann, die haben Yo-Yo Ma unter Vertrag! Aber eigentlich ist es nichts als ein Parkplatz, wissen Sie? Total unpersönlich und irgendwie künstlich. Meine persönliche Managerin dort heißt Marcy. Sie macht ihre Sache gut, aber am Ende habe ich das Gefühl, dass alles, was ich tue, dass jede meiner Bewegungen berechnet ist. Ab und zu gebe ich Benefizkonzerte. Das war ihre Idee. Aber dabei geht es nur um mein Image, um nichts anderes. O Mann, jetzt müssen Sie mich für ein richtiges Arschloch halten.«

»Überhaupt nicht.«

»Eigentlich wollte ich damit nur sagen, dass Marcy wirklich alles aus meiner Biografie rauszuholen versucht, was nur rauszuholen ist: Der arme Junge aus der Kleinstadt kommt groß raus. Und wenn ich dann ein Benefizkonzert gebe, soll es so aussehen, als würde ich etwas für meine Leute tun. Aber es fühlt sich so unecht an. Kinder aus armen Familien wollen keine Violinkonzerte, die wollen iPods.«

Sie dachte wieder an den Abend mit Yefimova und daran, wie sehr es ihn überrascht hatte, dass dieser weiße Junge aus dem Mittleren Westen so gut spielen konnte. Vielleicht war es das, was P. J. meinte.

»Reisen Sie gerne viel?«, fragte sie.

»Eigentlich nicht. Ich sehe ja nie was. Nur jede Menge Hotels von innen. Die Konzerte fangen üblicherweise um acht Uhr an, dann knurrt mir der Magen auf der Bühne. Aber danach muss ich zum Empfang, muss mich bei den Organisa-

toren bedanken oder eine kleine Rede halten. Zu dem Zeitpunkt bin ich schon am Verhungern. Die Restaurants sind geschlossen. Meistens muss ich mir vor dem Einschlafen nochmal ins Gedächtnis rufen, in welcher Stadt ich eigentlich bin, damit ich beim Aufwachen keinen Schrecken kriege. Außerdem kann ich mir Namen nicht merken. Seit ich klein bin, scheint jeder meinen Namen zu kennen, aber ich nie den der anderen.«

Wieder musste sie an ihren Vater denken, der ihr einmal erzählt hatte, dass für ihn das Schlimmste an seinem Job als Pianist im Hotelrestaurant die Anonymität sei – niemand interessierte sich für ihn.

»Sie sind eben ein Star«, sagte sie.

Er lachte. »Na ja. Neun von zehn Leuten auf der Straße haben doch keine Ahnung, wer ich bin. Hoffentlich halten Sie mich jetzt nicht für undankbar. Ehrlich gesagt spreche ich mit niemandem so offen über diese Sachen. Ich bin seit fünf Jahren im Geschäft. Und ich bin einsam. Ich vermisse meinen Hund.«

Sie lachte.

»Ganz im Ernst! Alle denken, dass man als Solist total frei ist«, sagte er. »Aber eigentlich ist es doch so, dass man irgendwo ankommt, ein Orchester voller fremder Leute vor sich hat, mit ihnen eine Probe spielt, dann vielleicht noch einmal für den Dirigenten, und das war's auch schon.«

Sie nickte. Sie hatte schon oft gedacht, dass es ein bisschen unfair war, dass man sich in der Welt der professionellen Musik für eine Zukunft entscheiden musste, bevor man überhaupt irgendwelche Lebenserfahrung hatte sammeln können.

»Sie sollten sich zum Sonnenuntergang mit einer Flasche Wein auf die Treppen am Sacré-Coeur setzen«, sagte sie. »Und wenn Sie sich für moderne Kunst interessieren, gehen Sie zum Centre Pompidou.«

Er zog die Nase kraus.

»Dann vielleicht das Musée d'Orsay«, schlug sie vor. Sie liebte Degas' Malerei schon seit ihrer Kindheit. Damals vor allem die hübschen Ballerinas, später dann besonders *L'Absinthe*.

»Und lassen Sie sich das Rodin-Museum nicht entgehen«, fuhr sie fort. »Das ist wirklich großartig. Dort sind in seinem ehemaligen Wohnhaus alle seine Werke ausgestellt, außerdem einige Skulpturen von Camille Claudel. Wunderschöne, tief berührende Exponate.«

»Claudel«, sagte er. »Der war doch –«

»Sie«, sagte Delphine, »war Rodins Geliebte.«

»Wie kommt es eigentlich, dass jeder Franzose eine Geliebte hat?«, sagte er.

»Ist das denn bei Männern anderer Nationalitäten anders?«

»Ja. Unter Amerikanern zum Beispiel.«

»Und was ist mit Bill Clinton?«, sagte sie.

»Fangen Sie bloß nicht von dem an. Ich spreche von richtigen Amerikanern. Rockstars und Politiker zählen nicht.«

»Aber Künstler schon?«, neckte sie. »Ich habe nie ganz begriffen, was Amerikaner am Privatleben von Berühmtheiten interessiert. Die sexuellen Vorlieben einer Person haben doch überhaupt keinen Einfluss darauf, ob er ein Land regieren kann.«

»Nein?«, sagte er. »Und was ist, wenn er sich während der Arbeitszeit einen blasen lässt?«

»Würden Sie jemanden dafür verurteilen, wenn er am Nachmittag zum Stressabbau einen Spaziergang macht?«

Er riss die Augen auf. »Sie vergleichen einen Nachmittags-spaziergang mit Oralsex mit einer Praktikantin? Sie gefallen mir.«

»Denken Sie zum Beispiel an unseren Mittelrand«, sagte sie. »Er hatte Söhne aus seiner Ehe und eine Tochter mit seiner Geliebten. Bei seinem Staatsbegräbnis standen die Geliebte

und ihre Tochter neben dem Rest der Familie. Das hat niemanden gestört. Hier in Frankreich glaubt man nicht an das Informationsrecht der Öffentlichkeit wie in ihrem Land. Wir sind da vernünftiger. Hier geht man auch nicht öfter fremd als bei Ihnen, aber man regt sich nicht so darüber auf. Das Palais de l'Élysée, die Residenz aller bisherigen französischen Präsidenten, wurde ursprünglich für Madame Pompadour erbaut, die Geliebte von Louis XV. In Amerika hätte man es wohl längst abgebrannt.«

Als der Kellner kam, gab Delphine die Bestellung auf.

Während des Essens leerten sie eine Flasche Wein, und zum Nachtisch trank jeder ein Glas Champagner. Ohne Henri war es mit P.J. ganz anders. Sie sprachen fast gar nicht über die Arbeit, und der Austausch mit ihm war viel interessanter, als sie vermutet hätte. Sie unterhielten sich über Filme, die sie gesehen hatten oder sehen wollten, über Filmstars und deren Skandale in den USA, und darüber, wie sich sein Land seit den Terroranschlägen verändert hatte. Am Ende bestand er darauf, die Rechnung zu bezahlen.

»Ich bin so froh, dass Sie heute Abend gekommen sind«, sagte er. »Vielen Dank.«

Als sie spürte, dass er sich jetzt von ihr verabschieden würde, war sie enttäuscht. Sie stellte sich vor, nach Hause in ihre Wohnung zurückzugehen, in der sie nichts als das leise Murmeln des Fernsehers aus dem Wohnzimmer erwarten würde.

»Übrigens sollten Sie auch nach Versailles fahren«, sagte sie. »Der Palast und die Palastgärten sind wirklich wunderschön. Außerdem wird Ihnen die Zugfahrt dorthin gefallen. Man kommt durch allerlei hübsche kleine Städtchen.«

»Gut«, sagte er. »Danke. Sagen Sie, wäre es zu viel verlangt, Sie zu bitten, mit mir irgendwo noch einen trinken zu gehen?«

Ihr Herz machte einen Satz. »Überhaupt nicht. Ich kenne da genau den richtigen Ort.«

Wenige Minuten später nannte sie einem Taxifahrer das Hôtel de Crillon. P.J. suchte auf dem Rücksitz nach dem Gegenstück seines Gurtes und streifte ihre Hand.

»Ich sollte Henri sagen, was wir treiben«, sagte sie.

Der Satz hatte komisch geklungen, aber ihm schien nichts aufgefallen zu sein. Er konzentrierte sich auf die am Fenster vorbeirasenden Gebäude.

»Eine bezaubernde Stadt, nicht wahr?«, sagte sie. »Wirklich einzigartig.«

Dann schrieb sie eine SMS an ihren Mann: *Der Amerikaner will noch was trinken gehen. Komme hoffentlich bald weg.*

Henri schrieb zurück: *Du Arme. Tut mir leid! Danke, dass du das machst.*

»Was ist das?«, fragte P.J. und zeigte aus dem Fenster.

Sie blickte auf und sah das hell erleuchtete Riesenrad über dem Jardin des Tuileries.

»Das ist nur ein Rummel«, sagte sie.

»Können wir da nicht hingehen?«, fragte P.J.

»Jetzt?«

»Wieso nicht?«

Er grinste. Sie bat den Fahrer, vor dem Eingang anzuhalten. Drinnen spielte eine Zigeunerband auf ihren Trommeln, und an Picknicktischen saßen Familien, tranken Wein und aßen Crêpes und Zuckerwatte. Auf einigen Trampolinen sprangen Kinder herum, deren Körper in der Luft zu schweben schienen. Sie flanierten über den Rummelplatz, vorbei an einer Geisterbahn und um die zwanzig weiteren Spielbuden. Sie sahen einen Mann mit einem Gartenschlauch auf ein stillstehendes Gerät losgehen, das so aussah, als könnte es seine Gäste ganz schön wild herumwirbeln.

»Da hat wohl jemand sein Abendessen verloren«, kommentierte P.J.

Dass die Stadt so spät am Abend noch so lebendig war –

Delphine konnte sich nicht daran erinnern, wann sie das letzte Mal nach neun Uhr abends irgendwo anders als in einer Konzerthalle oder einem Restaurant gewesen war.

Als sie den Rummel überquert hatten, verließen sie ihn durch das Tor und schlenderten über den Place de la Concorde. Bevor sie durch die Drehtür am Eingang des Crillon traten, nickte Delphine dem Portier zu, als wären sie alte Bekannte, obwohl sie sich zum ersten Mal sahen.

Als sie das in einem Schachmuster geflieste, von weißen Säulen umstandene und vergoldeten Kronleuchtern beleuchtete Foyer betraten, blickte P.J. an sich herunter.

»Kann ich in dem Aufzug hier rein?«, fragte er.

Sie nickte. »Machen Sie sich keine Sorgen.«

Sie führte ihn an der geschlossenen Boutique vorbei, in deren Schaufenstern das Beste von Dior, Prada und Lancel ausgestellt war. Sie durchquerten das Foyer, das erst breiter und dann wieder schmaler wurde, entlang großer Silbervasen, die von frischen weißen Rosen scheinbar überquollen, wandten sich schließlich nach links und betraten die Bar, die mit roten Samtesseln, Holzvertäfelten Wänden und Milchglasfenstern ausgestattet war. Nichts war so, wie sie es aus ihrer Kindheit kannte. Damals war es eine Kellerbar gewesen und bei weitem nicht so schick. Man hatte sie die amerikanische Kneipe genannt.

»Setzen wir uns dorthin«, sagte sie und zeigte auf einen Tisch neben dem Flügel. »Das ist mein Lieblingsplatz.«

Es war noch früh, erst elf Uhr, und die ersten Gäste trafen gerade ein. Es gab acht kleine Tische und vierundzwanzig Stühle, außerdem acht weitere an der Bar. Heutzutage passten hier viel weniger Leute rein als zu ihres Vaters Zeiten.

Sie zündete sich eine Zigarette an, atmete tief ein und beobachtete, wie der Rauch aus ihr strömte. Ihr letzter Besuch hier lag mindestens zehn Jahre zurück.

»Sie rauchen nicht«, sagte sie.

»Nein. Ich hab's in der Schule ein paarmal ausprobiert. Dann hat meine Mutter mich erwischt und mich als Strafe gezwungen, eine Zigarette zu essen.«

»Zu essen?«, fragte sie. Hatte sie richtig verstanden?

»Zu essen«, bestätigte er. Er sah sich um. »Schön hier.«

»Als ich klein war, hat mein Vater hier Klavier gespielt«, sagte sie.

»Ach wirklich?«

Sie nickte. »Damals habe ich ganze Nächte an einem Tisch in der Ecke gesessen und ihm zugehört. Der Barkeeper hat mir Shirley Temples gebracht, und wenn wenig los war, haben die Kellner mit mir gespielt. Am nächsten Tag bin ich dann oft in der Schule weggenickt.«

»Was für eine – ungewöhnliche Kindheit«, sagte er. »Andererseits ist mit neun Jahren drei bis vier Stunden täglich Violine zu üben wohl auch nicht ganz konventionell.«

Delphine lächelte. »Haben Sie sich mal gewünscht, ein ganz normales Kind zu sein?«

»Na klar. Und Sie?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Ich kannte es ja nicht anders.«

»Und Ihre Mutter?«, fragte er.

»Sie starb, als ich vier Jahre alt war.«

Das hatte ihr Vater ihr jedenfalls viele Jahre lang erzählt. Erst, als sie fünfundzwanzig Jahre alt war, hatte er ihr die Wahrheit gesagt: Ihre Mutter hatte sie verlassen, als Delphine vier Jahre alt war. Sie war einfach von einem Tag auf den anderen verschwunden. Vierzehn Jahre lang hörte er nichts von ihr, bis er einen Brief von einem Leichenbeschauer aus Saint-Mandé erhielt, in dem er dazu aufgefordert wurde, sich um die sterblichen Überreste seiner Frau zu kümmern.

Wochenlang hatte das Wissen schwer auf Delphine gelastet,

doch schließlich hatte sie entschieden, einfach so zu tun, als hätte sie die Wahrheit nie erfahren. Ob ihre Mutter gestorben war, als sie vier oder achtzehn Jahre alt war, war jetzt doch ganz egal. In beiden Fällen war sie nicht mehr da, und war es eigentlich nie gewesen.

Außer Henri hatte sie niemandem davon erzählt.

»Oje«, sagte P.J. »Das ist hart. Tut mir leid.«

»Es ist lange her.«

»Sie müssen einsam gewesen sein«, sagte er.

Delphine hatte ihre Kindheit vor ihrem Mann und ihren Geschäftspartnern immer in den schönsten Farben ausgemalt. Sie hörten die Geschichten von dem kleinen Mädchen, das bis spät in die Nacht mit amerikanischen Schauspielern und wohlhabenden Pariser Geschäftsleuten und deren Prostituierten im Le Crillon gegessen hatte, gern. Wenn man eine Geschichte oft genug erzählte, wurde sie irgendwann beinahe wahr. Aber jetzt, da sie hier mit P.J. saß, kamen die Erinnerungen wieder hoch. Erinnerungen an die vielen Abende, an denen ihr Vater sich fast bewusstlos gesoffen hatte und sie ihn verängstigt – immer diese Angst – hatte nach Hause bringen müssen. Sie war erst elf Jahre alt, als ihr einer der Geschäftsmänner auf die Toilette folgte. Danach hatte sie ihren Vater davon überzeugt, dass sie nun alt genug sei, um allein zu Hause zu bleiben. Aber sie war nicht gerne allein in der stillen Wohnung und sah ungeduldig auf die Uhr, bis er endlich nach Hause kam.

Vieles davon erzählte sie P.J. jetzt, nur die Episode mit dem Geschäftsmann sparte sie aus.

»Mein Vater ist auch ein Säufer«, sagte er. »Deshalb kenne ich hundert Synonyme für *betrunken*: zu, dicht, voll, blau, hacke–«

Delphine fühlte sich plötzlich schlecht bei dem Gedanken, wie P.J. sich ihren Vater vorstellen mochte, und fügte hinzu:

»Aber mein Vater hätte alles für mich getan. Er war so talentiert. Vor dem Verschwinden meiner Mutter hatte er in einem sehr bekannten Trio gespielt. Die Stelle hier nahm er nur an, damit er nicht mehr würde reisen müssen. Tagsüber gab er Klavierunterricht, damit er zu Hause war, wenn ich aus der Schule kam. Er finanzierte mir eine gute katholische Schule, obwohl er es sich eigentlich nicht leisten konnte. All das hat er nur für mich getan.«

Die Mädchen an der Saint Agatha waren boshaft gewesen. Nie wurde sie zum Geburtstag oder zum Spielen zu einer Mitschülerin eingeladen. Als sie vierzehn war, verbreitete irgendjemand das Gerücht, sie habe einen jungen Priester verführt. Seitdem wollte niemand mehr etwas mit ihr zu tun haben. Jeden Morgen zählte sie die Minuten, bis sie endlich zum Mittagessen nach Hause eilen konnte. Ihrem Vater sagte sie davon nichts. Er sollte glauben, dass sie das glücklichste Mädchen der Welt sei. Manchmal tat sie sogar so, als würde sie am Telefon mit einer Freundin tratschen, aber am anderen Ende der Leitung war niemand.

»Es bricht mir das Herz, wenn ich mir vorstelle, was er alles für mich aufgegeben hat«, sagte sie.

Durch die offene Tür zum Foyer sah sie eine Kellnerin in schwarzem Kleid und weißer Schürze vorbeieilen.

»Mit meinem Vater war es genauso«, sagte P.J. »Er hat für uns Kinder alles aufgegeben. Ich habe großen Respekt dafür, aber manchmal sehe ich ihn mir auch an, und sein Leben kommt mir so leer vor. Ich frage mich dann, ob er es uns übelnimmt. Ist Ihr Vater ins Musikgeschäft zurückgekehrt, als Sie erwachsen waren?«

»Nein. Er ist in der Immobilienbranche gelandet. Seine Freundin hat ihn da reingebracht, und eine Zeitlang auch mich. Ich glaube nicht, dass ihm das jemals Freude bereitet hat. Mir auch nicht. Aber ich – ich wusste einfach nicht, was

ich mit mir anstellen sollte. Und er hat damit eine Menge Geld verdient.«

Mit dem Geld hatte sie das Geschäft gekauft, was ihren Vater sehr glücklich gemacht hätte. Delphine hatte immer gedacht, sie hätte es für ihn getan, aber vielleicht beruhte die Entscheidung doch auf egoistischeren Motiven. Vielleicht hatte sie an dem Tag, an dem sie Henri begegnete, nur versuchen wollen, ihren Vater in irgendeiner Weise weiterleben zu lassen. Der Tod hatte ihn schon in seinem sechzigsten Lebensjahr mitten aus dem Leben gerissen.

Dann trat der Kellner an ihren Tisch, ein dünner, alter, weißhaariger Mann in einem eleganten schwarzen Anzug. Er kam Delphine nicht bekannt vor.

Sie bestellten zwei Gläser Champagner.

»Le Crillon ist das beste Hotel von Paris«, sagte sie. »Sie haben ein Gespür fürs Detail. Einem weiblichen, allein reisenden Gast stellen sie jeden Morgen frische Blumen aufs Zimmer und legen Frauenzeitschriften hin. Sie bieten eine besondere Diät-Speisekarte an und geben Hinweise für die besten Einkaufsmöglichkeiten in Paris.«

Er grinste: »Wenn das ein Hotel in Amerika mit einem Gast machen würde, würden die sich vor Gericht wiedersehen.«

»Wieso das denn?«, fragte sie.

»Feminismus.«

»Und«, sagte sie, »wartet in New York eine Freundin auf Sie?«

»Nein. Ich habe viele Freunde und viele davon weiblich, aber keine Freundin.«

»Und wieso nicht?«

»Ich hab bisher einfach kein Glück gehabt, denke ich. Es hat da mal eine gegeben, Shannon, aber das ist lange her.«

»Was heißt ›lange her‹ im Leben eines Dreiundzwanzigjährigen?«, fragte sie. »Sie sind doch noch ein Kind.«

Er lachte. »Wir haben uns vor einem Jahr getrennt.«

»Was ist denn passiert?«

»Also zunächst mal habe ich einfach keine Zeit. Wir haben uns kaum gesehen. Aber sie war schon was ganz Besonderes. Sie hat richtig Köpfchen, dabei aber einen ganz ähnlichen Hintergrund wie ich. Meine Mutter war ganz vernarrt in sie. Eine Zeitlang dachte ich wirklich, wir würden vielleicht heiraten. Aber wir haben uns ständig gefetzt. Streit, Versöhnung, dann der nächste Streit. Kennt man ja.«

»Lassen Sie mich raten«, sagte sie. »Sie verlieben sich oft schon bei der ersten Begegnung leidenschaftlich. Dann gehen sie ein-, zweimal mit ihr aus, reden ganze Nächte hindurch, kriegen sie ins Bett und verlieren schließlich das Interesse an ihr. Dafür kann niemand etwas, aber diese Frauen, die leiden, sie flehen Sie an, zu ihnen zurückzukommen, aber Sie empfinden nichts mehr für sie.«

Er legte den Kopf schief: »Kommt mir irgendwie bekannt vor.«

»Sie leben als Mann in der Großstadt, und angesichts der unendlichen Möglichkeiten können Sie gar nicht anders, als sich wie ein kleiner Junge im Süßwarenladen vollzustopfen.«

»Sie sind wohl eine Expertin«, sagte er.

»Mag schon sein. Sie sind, was man hier *un cavaleur* nennt. Ein Schürzenjäger.«

»Ich sehe mich selbst eigentlich als Romantiker«, sagte er.

Sie lachte.

»Sie können mich wohl nicht leiden, oder?«, fragte er und klang entzückt.

»Sie sind jung«, sagte sie. »Sie können nicht anders.«

Sie hatte diesen Drang, sein Alter immer wieder zu erwähnen, als wollte sie sich selbst davon überzeugen, dass sie nicht flirtete, sondern den jungen Mann nur über sich aufklärte. Manchmal gönnte sie sich einen gefahrlosen Flirt, wenn Henri

in der Nähe war. Männer behandelten sie jetzt anders als vor ihrer Heirat. Aber das hier kam ihr einen Tick gefährlicher als sonst vor.

»Und was ist mit Henri? Wie alt ist der eigentlich? Sechzig?«, sagte P.J. »Er ist mindestens dreißig Jahre älter als Sie, stimmt's?«

»Sie wollen mir doch nur schmeicheln.«

»Ich meine es ernst«, sagte er. »Wieso suchen sich die schönsten Frauen immer alte Knacker? Geben Sie doch auch mal einem jungen Mann eine Chance.«

Einen Augenblick lang standen seine Worte einfach so im Raum, dann kam der Kellner mit dem Champagner. Delphine kam sich vor, als seien sie zwei Schulkinder während einer Klassenarbeit, die man gerade beinahe beim Mogeln erwischt hatte. Sie nahm einen kleinen Schluck, um sich zu beruhigen. Sie musste dieses Gespräch beenden. Es war Henri gegenüber nicht fair.

»Henri ist erst fünfundfünfzig«, flüsterte sie. »Fünfzehn Jahre älter als ich.« Normalerweise gab sie ihr Alter nicht einfach so preis, aber dieser Amerikaner und überhaupt dieser ganze Abend, das alles kam ihr irgendwie unwirklich vor.

»Dann sehen Sie also beide nicht Ihrem Alter entsprechend aus«, sagte er. »Sie sind eine wunderschöne Frau. Aber das sagt man Ihnen bestimmt ständig. Wahrscheinlich halten die Leute Sie auf der Straße an.«

Delphine lachte. »Sie haben wohl ein bisschen zu viel getrunken.«

»Nichts gegen Henri, aber eigentlich müsste er jeden Morgen niederknien und Gott dafür danken, eine so heiße Frau wie Sie abgekriegt zu haben.«

Tatsächlich hatte Delphine ihr Leben lang zwar von vielen Männern gehört, wie schön sie sei, doch Henri hatte ihr Aussehen fast nie in irgendeiner Weise kommentiert.

»Mein Mann interessiert sich mehr für die Schönheit von Instrumenten als die Schönheit einer Frau.«

Als sie sich das sagen hörte, wurde ihr plötzlich klar, dass auch sie ziemlich betrunken war. Sie musste jetzt nach Hause gehen. Den Champagner noch austrinken und gehen. In der Zwischenzeit wollte sie das Thema wechseln und über etwas Neutraleres sprechen.

»Gefällt Ihnen die Musik?«, fragte sie. Der Pianist improvisierte gerade zu *Night and Day*, einem ihrer Lieblingsstücke.

»Sehr. Cole Porter ist super.«

»Ah, das finde ich auch«, sagte sie. »In diesem Hotel haben sich viele interessante Geschichten bezüglich des Klavierspiels abgespielt. Als es noch die Privatesidenz des Duc de Crillon war, nahm Marie Antoinette hier Klavierunterricht. Und oben gibt es eine Suite, in der Leonard Bernstein einst gewohnt hat. Im Wohnzimmer steht einer seiner zauberhaften Flügel. Ich habe es selbst noch nicht gesehen, aber es soll wirklich beeindruckend sein.«

»Warum gehen wir nicht hoch und sehen es uns an?«, sagte er.

Da fühlte sie es: seine warme Hand auf ihrem Oberschenkel. Delphine war erstaunt, wie wenig überrascht sie war. Er beugte sich vor und küsste sie.

»Du bist die tollste Frau, die ich je kennengelernt habe.«

»Und zum wievielten Mal sagst du das heute Abend?«, fragte sie, wünschte sich aber innerlich mehr als alles andere, es möge wahr sein.

»Wenn ich jetzt zur Rezeption gehe und ein Zimmer nehme, kommst du dann mit mir nach oben?«, flüsterte er.

Sie spürte, wie ihre Brustwarzen hart wurden und ihre Beine kribbelten.

»Für diesen Vorschlag sollte ich dich ohrfeigen.«

Mit einer Hand in ihrem Haar küsste er sie abermals, dann stand er auf. »Nicht weglaufen.«

Delphine winkte den Kellner herbei und bezahlte die Rechnung, als mache sie so etwas jeden Tag. Für jedes der zwei Gläser bezahlte sie zwanzig Euro. Die Zimmer mussten um die neunhundert die Nacht kosten. In all den Jahren, die sie in diesem Hotel verbracht hatte, war sie niemals oben gewesen.

Als P. J. zurückkam, erwähnte er weder den Preis, noch, dass er schon irgendwo im Quartier Latin ein schönes Zimmer hatte. Er nahm sie nur bei der Hand und sagte: »Komm.«

Im Aufzug presste er sie an die Wand und wanderte mit den Händen über ihren ganzen Körper. Seine Küsse waren leidenschaftlich, fast brutal. Sie bewegten sich, noch immer umschlungen, küssend den Flur entlang und rammten dabei alle paar Meter die Wand.

Er schloss das Hotelzimmer auf, gab der Tür einen Schubs, und noch bevor sie wieder ins Schloss gefallen war, nahm er Delphine bei den Oberschenkeln, hob sie hoch und legte sie aufs Bett, als wäre nichts dabei. Er zog ihr die Unterhose aus, dann kniete er sich hin und öffnete langsam ihre Beine.

Nachdem sie miteinander geschlafen hatten, wollte sie nicht nach Hause gehen. Sie konnte sich einfach nicht vorstellen, den Platz neben ihm im Bett wieder zu verlassen. Aber es war nach Mitternacht, und was sollte sie Henri sagen?

Delphine stand auf und suchte ihre Sachen zusammen, während er im Bett lag und ihr beim Anziehen zusah.

»Fährst du mit mir nach Versailles?«, fragte er.

Sie lachte: »Wann?«

»Morgen.«

»Wie soll denn das gehen?«

»Denk dir was aus«, sagte er. »Bitte. Ich warte hier auf dich. Zehn Uhr.«

Während der Heimfahrt im Taxi fühlte sie sich so leicht, dass sie sich die Hand fest auf die Brust drückte, um nicht davonzuschweben. Sie versuchte, sich selbst zu warnen. Er war nur ein junger Amerikaner, der Lust auf den perfekten Parisurlaub hatte: guter Wein, der Eiffelturm und eine nackte Pariserin in seinem Hotelbett. Aber irgendwie fühlte es sich an, als wär da mehr.

Als sie nach Hause kam, schlief Henri schon. Mit klopfendem Herzen legte sie sich neben ihn. Sie fürchtete, ihn aufzuwecken, aber er rührte sich nicht. Als der Wecker am nächsten Morgen um sieben Uhr klingelte, war sie noch immer wach. Er drehte sich zu ihr um und sah sie an.

»*Quelles nouvelles?* Wie war's mit dem Amerikaner?«

»Ganz nett«, sagte sie.

»So schlimm?«

»Es war in Ordnung. Ich fühle mich heute früh einfach nicht so gut.«

»Ach, du Arme«, sagte er, als spräche er mit einem geliebten Kind. »Soll ich dir einen Tropfen Spezialmedizin holen?«

Die Spezialmedizin, die sie ihm nach vielen zu ausgedehnten Mahlzeiten geholt hatte, war einfach ein sehr guter Scotch, den er in der Speisekammer aufbewahrte.

»Nein«, sagte sie. »Ich muss mich mit deiner *grippe intestinale* angesteckt haben.«

Sie war überzeugt, dass diese offensichtliche Lüge ihm nicht entgehen konnte, aber er sagte nur: »Dann solltest du heute nicht arbeiten gehen. Mir geht es schon viel besser und ich habe keine Termine. Ich komme im Laden schon allein zu recht.«

Und damit wurde das Schicksal beider in Bewegung gesetzt.

Sie blieb im Bett liegen und hörte, wie er sich durch die Wohnung bewegte und sich für den Tag fertig machte. Bevor

er ging, brachte er ihr eine Tasse Kaffee und eine warme *tartine beurrée* auf einem Tablett ans Bett.

»Dass dir jetzt bloß nicht einfällt, den Schrank aufzuräumen oder dergleichen, ja?«, sagte er. »Ruh dich einfach aus.«

Sobald er aus der Tür war, ging sie in die Dusche, zog sich an und ließ sich beim Schminken, bei der Wahl des Parfüms und der Unterwäsche viel Zeit. Am Abend zuvor hatte P. J. ihr erzählt, dass die Frauen in New York, auch die jungen, große, hässliche Baumwollunterhosen trugen. Wie hatte er sie genannt? *Schinkenbeutel* oder so. Delphine entschied sich für einen feinen Spitzen-BH und den dazugehörigen Tanga in Schwarz und Violett.

Dann nahm sie die Metro zum Le Crillon. Während sie eine Station nach der anderen passierte, sagte sie sich immer wieder, dass sie nicht zu hohe Hoffnungen in die Sache setzen dürfe. Vielleicht war er nicht einmal mehr da. Doch als sie beim Le Crillon ankam, stand P. J. schon vor dem Hotel, und als ihre Blicke sich trafen, breitete sich ein wunderschönes Lächeln auf seinem Gesicht aus.

Sie aßen in einem Straßencafé in Versailles zu Mittag, wobei sie sich wie verliebte Teenager immer wieder küssten. Sie zeigte ihm das malerische Rathaus, das auch schon wie ein Palast aussah, außerdem die Süßwarenläden, in denen man winziges, aus Marzipan geformtes Obst und Gemüse kaufen konnte. Sie spazierten Hand in Hand durch das Dorf, dann zum Schloss hinauf, wo sie sich wieder küssend in den Armen lagen. Sie küssten sich im Spiegelsaal, im Schlossgarten, im Schatten von Marie Antoinettes Eiche, die, so lasen sie auf einem Schild, von der Königin im Jahre 1790, kurz vor ihrer Hinrichtung, gerettet worden war.

»In dieser Richtung liegt der Cimetière des Gonards«, sagte sie ihm auf dem Weg zurück zum Bahnhof. »Da ist Edith Whartons Grab.«

Er sah sie verständnislos an.

»Die Schriftstellerin«, fügte sie hinzu.

»Oh!« Es schien ihm peinlich zu sein. »Mit französischer Literatur kenne ich mich nicht so gut aus.«

»Edith Wharton«, sagte sie noch einmal und versuchte, den Namen amerikanisch auszusprechen, weil sie dachte, es läge an ihrem Akzent. »Sie war New Yorkerin.«

Er schüttelte den Kopf: »Kann schon sein.«

Wieder in Paris angekommen, gingen sie in sein Hotel, das in einer kleinen Nebenstraße versteckt lag und einst ein Kloster gewesen war. Vor dem schmalen Fenster, dessen Holzläden weit offen standen und den Blick auf die kleine Gasse freigaben, zog er sie aus. Als er sie zum Bett führte, hörte sie das Flügelschlagen der Tauben und das Gelächter der alten Matinee-gäste, die rauchend vor dem kleinen Programmkinos auf der anderen Straßenseite saßen. Dann hörte sie nichts mehr außer ihrem Stöhnen, das sich mit seinem vereinte.

Danach lagen sie nebeneinander im Bett, und er schlief, sein Kopf auf ihrer nackten Brust, ein. Delphine konnte nicht schlafen. Sie sah sich im Zimmer um, und da war sie: die Stradivari. Sie lag auf einem Stuhl in der Ecke. Plötzlich hatte sie das Bedürfnis, Henri zu erzählen, dass P. J. sie einfach so in seinem Zimmer liegen hatte, anstatt sie im Hotelsafe einschließen zu lassen. Es war unverantwortlich, aber irgendetwas daran war auch aufregend.

Sie sollte gehen. Um sieben würde Henri nach Hause kommen.

»Ich muss los«, flüsterte sie. Sie fühlte sich entblößt und sehnte sich nach der Sicherheit ihres Landhauses, mit ihrem Mann nebenan, der seine Nase in Zola oder den neuesten Roman von Jean Echenoz steckte.

»Geh nicht«, protestierte P. J., aber sie war schon aufgestanden.

Als Henri am Abend nach Hause kam, lag sie im Nachthemd auf dem Sofa und stellte sich schlafend.

P.J. rief gegen Mitternacht an. Sie hatte, das Handy fest umklammert und ihr Körper voll Vorfreude, auf seinen Anruf gewartet. Als sie die Vibration spürte, lief sie schnell über den Flur ins Bad.

»Ich muss dich sehen«, sagte er. »Kannst du nicht kommen? Jetzt gleich?«

Sie lachte: »Auf keinen Fall!«

»Okay, dann morgen. Bitte.«

Henri und sie schlossen den Laden täglich zur Mittagszeit zwischen zwölf und drei Uhr. Delphine und P.J. verabredeten sich für zwölf Uhr dreißig in der Brasserie Élise.

Als sie ihrem Mann sagte, sie würde sich mit einem alten Freund ihres Vaters zum Mittagessen treffen, der aus Toulouse für ein paar Tage in der Stadt sei, nickte er nur.

»Er wohnt in der Nähe der Rue Cler«, sagte sie. »Ich muss also zu dem Treffen wieder fast bis nach Hause.«

Sie hatte sich die Erklärung zurechtgelegt, falls sie einer der Nachbarn sehen würde und es aus irgendeinem Grund Henri gegenüber erwähnte. In ihren Ohren klang es steif und einstudiert, aber Henri antwortete: »Dann nimm doch das Auto. Ich hab hier so viel Papierkram zu erledigen, da komme ich eh nicht aus dem Laden weg.«

»Okay.«

Die Brasserie lag nur drei Blocks von ihrer Wohnung entfernt. Als Delphine P.J. davor warten sah, nahm sie ihn wortlos bei der Hand und führte ihn zu sich nach Hause. Jede noch so banale Alltagshandlung war plötzlich wie elektrisiert – das Aufschieben der schweren Gartentür, das Aufschließen der Haustür, in den Aufzug steigen und das Gitter hinter sich zu ziehen, dann seine Lippen auf ihren, während sie einen Stock nach dem nächsten passierten. Nachdem sie miteinander ge-

schlafen hatten, stand sie in der Küche und betrachtete P.J., der mit nacktem Oberkörper am Küchentisch saß und eine alte Ausgabe von *Le Monde* durchblätterte. Er gehörte irgendwie hierher, und sie sah sich und ihn auch viele Jahre später noch genau wie jetzt hier in der Küche sitzen.

Der nächste Tag war ein Freitag. Wie jeden Freitag war geplant, dass Henri und sie sich am Abend auf den Weg zu ihrem Landhaus machten. Sie sagte sich, dass sich das eben nicht ändern ließe, und dass es auch gut so sei – sie brauchte eine Atempause, um sich aus dieser lächerlichen Affäre zu befreien. Nie zuvor hatte sie solchen Sex gehabt, weder mit Henri noch mit einem anderen. Aber sie durfte nicht vergessen, dass P.J. ein Künstler war, und dazu ein sehr guter. Es war ihm eine Leichtigkeit, ihr beim Sex das Gefühl zu geben, er sei wirklich verliebt in sie, aber das hieß noch lange nicht, dass es auch so war. Der Fehler war ihr in der Vergangenheit nur allzu oft unterlaufen.

Delphine hatte ihm gesagt, dass sie das ganze Wochenende über weg sein würde. Er hatte sich beschwert, woraufhin sie ihn daran erinnert hatte, dass sie danach noch eine ganze Woche vor sich hatten, in der sie sich würden treffen können. Sie war stolz auf ihre Entschlossenheit gewesen, aber gegen vier Uhr nachmittags ließ sie langsam nach. Um fünf hatte sie schon Magenschmerzen beim Gedanken, ihn so lange nicht sehen zu können. Und um sechs, als sie das Geschäft schließen wollten, sagte sie zu ihrem Mann: »Ich fühle mich diese Woche irgendwie nicht gut. Irgendetwas stimmt mit mir nicht.«

Er nickte. »Die Landluft wird dir guttun. Mensch, wie ich mich schon auf Montag freue. Habe ich dir schon erzählt, dass Seamus O'Malley aus Galway kommt?«

Ihr war schlecht. Sie hatte sich wohl nicht klar genug ausgedrückt.

»Das ist einer der vier besten Bauer irischer Dudelsäcke.«

Dann kamen die Worte aus ihr hervor, als wäre es nicht sie, die sprach: »Sag, würde es dir etwas ausmachen, wenn ich diese Woche nicht mitkomme?«

Er sah sie besorgt an: »Ich muss nicht fahren. Wenn dir das lieber ist, können wir beide in der Stadt bleiben.«

»Nein, nein«, sagte sie. »Fahr nur. Ich weiß doch, wie sehr du dich auf das Kammermusikonzert am Samstag freust. Ich hoffe, dass dich das jetzt nicht verletzt, aber ich glaube, ich brauche mal ein Wochenende für mich.«

»Habe ich was angestellt?«, fragte er.

»Nein, überhaupt nicht. Ab und zu braucht eine Frau einfach mal Zeit für sich, das ist alles.«

»Na gut«, sagte er. »Ganz wie du möchtest.«

Als sie bei P.J.s Hotel ankam, war sie davon ausgegangen, er würde dort auf sie warten, aber er war natürlich unterwegs und sah sich Paris an. Also ging sie zu der Selbstbedienungsbalken, goss sich ein Glas Weißwein ein und warf fünf Euro in den dafür vorgesehenen Korb. Dann setzte sie sich an einen Tisch und beobachtete fast eine Stunde lang die Touristen, die mit Einkaufstüten und Stadtplänen in der Hand an ihr vorbeizogen. Während dieser Zeit malte sie sich das Schlimmste aus: Vielleicht war er schon wieder auf dem Weg nach New York, vielleicht würde er mit einer anderen Frau im Arm ins Hotel spazieren. Als er endlich zurückkam, sah er in ihre Richtung, ging aber an ihr vorbei. Erst, nachdem er sich zweimal umgedreht hatte, konnte er es glauben.

»Du bist es wirklich!«, sagte er erleichtert. »Als ich dich da sitzen sah, dachte ich, es sei nur meine Phantasie. Seit du mich gestern allein gelassen hast, sehe ich dich überall.«

Sie spazierten an der Seine entlang, vorbei an den *bouquinistes*, die an der Straße alte Taschenbücher und Poster verkauften. Von den vorbeifahrenden Fähren winkten aufgeregte

Touristen. Delphine und P.J. winkten zurück. Sie waren zwei *flâneurs* ohne Ziel und ohne Zwänge. Das war Paris, ihre Stadt, aber an seiner Seite erlebte sie sie ganz neu. Selbst die Bäume am Seineufer, an deren Spitzen sternförmige grüne Blätter hingen, wirkten lebendiger.

Zum Abendessen setzten sie sich in ein Café. Als sie wieder auf die Straße hinaustraten, war Delphine überrascht zu sehen, dass die Sonne schon untergegangen war. Sie fragte ihn nach der Uhrzeit. Es war ein Uhr.

Am Flussufer sahen sie Gruppen singender und tanzender junger Leute, und gelegentlich ging auf dem Kopfsteinpflaster eine Weinflasche zu Bruch. P.J. lachte, als er vom Bürgersteig aus über die Brüstung schaute.

»Wollen wir nicht auch runtergehen?«, fragte er.

Zuerst wollte sie ablehnen. Sie war für so was doch viel zu alt. Und plötzlich traf sie die Erkenntnis wie ein Schlag: Ihr Leben war zum Stillstand gekommen, alles darin war so ernsthaft. Aber sie war überhaupt nicht alt. Sie küsste ihn, nahm ihn bei der Hand und zog ihn zur nächsten Treppe, die zum Wasser hinunterführte.

Den Samstag verbrachten sie in ihrem Bett, wo sie redeten und stundenlang Sex hatten, bis irgendwann einem der beiden auffiel, dass sie den ganzen Tag noch nichts gegessen hatten. Also briet sie ihnen mitten in der Nacht ein Steak.

Am Sonntagmorgen erwachte sie im leeren Bett und fand ihn im Wohnzimmer, wo er am offenen Fenster in der Sonne stand und über die Stadt blickte.

Dann führte sie ihn ins Gewimmel des Marktes unter den Hochgleisen am Boulevard de Grenelle, wo sie zweimal die Woche einkaufen ging. Am Straßenrand waren Hunderte von Ständen aufgebaut, denen es ebenso um die Präsentation der Waren wie um deren Qualität ging. Bei manchen Ständen gab es köstliches, reifes Obst und Gemüse: Kirschen und alle

möglichen Beerensorten, Rhabarber, riesige Tomaten, Auberginen und Artischocken, lange und dünne Pilze, aber auch breite und flache. Andere Stände präsentierten ihre Olivenauswahl in einfachen Holztrögen, außerdem jede erdenkliche Sorte von Gewürzen und Nüssen. P.J. fotografierte die Stände der *poissonneries*, die silbrigen Fischköpfe, die Muscheln und Forellen, das durchscheinende Lila der *poulpe* auf ihrem Bett aus Blättern und Eis. Sie zeigte ihm die *fromagerie*, einen von einem Vater und seiner Tochter geführten Stand, auf dem zwei Dutzend Käseleibe präsentiert wurden, die sie teilweise in Stücke geschnitten und liebevoll in blassblaues Papier gewickelt hatten. Bei der *charcuterie* gab es große Töpfe voll dampfendem Rindergulasch und Paella, und an einem Spieß drehten sich *petits poulets*. Der Verkäufer in blutverschmierter Schürze schäkerte mit jeder alten Dame, die mit ihrem Einkaufsroller an seinem Stand vorbeizog. Bei den Blumenhändlern gab es Rosen und Calla-Lilien in voller Blüte. In der Luft hing eine Fülle himmlischer Düfte, die Lust machte, die vielen Köstlichkeiten zu kosten.

Dann spazierten sie, knallrote *fraises* essend, durch die Avenue de la Motte Picquet nach Hause. Voll Glück sah sie, wie er den Blick auf den Eiffelturm genoss, an dem sie sich täglich erfreute.

»Ich will hier nicht weg«, sagte er.

»Dann bleib doch«, erwiderte sie. »Du bist Künstler. Du kannst überall leben.«

In diesem Augenblick hielt sie es tatsächlich für möglich. Vielleicht konnten sie wirklich für immer so leben. Dass dies alles einfach enden könnte, war ihr unvorstellbar.

»Mein Leben ist in New York«, sagte er. »Du musst jetzt gar nichts dazu sagen, aber versprich mir, dass du darüber nachdenken wirst: Kommst du zu mir nach New York?«

»Du weißt, dass das nicht geht«, sagte sie.

Er nickte. »Es ist vielleicht nicht gerade der passende Zeitpunkt, aber ich habe mich in dich verliebt.«

»Sag das nicht«, gab sie zurück, obwohl sie spürte, dass auch sie sich gerade verliebte. Sie musste jetzt stark bleiben: Er gehörte zu der Sorte Männer, die Versprechungen machten, die sie nie würden halten können.

»Ich habe viel darüber nachgedacht«, sagte er, »und ich bin mir diesmal ganz sicher. Und das hat nichts damit zu tun, dass wir in Paris sind oder dass du eigentlich vergeben bist, nicht einmal damit, dass du eine wunderschöne Frau bist. Ich liebe dich. So ist es einfach.«

Sie nickte, ohne zu antworten, weil sie sich vor den Versprechen fürchtete, die sie in diesem Augenblick zu machen bereit war.

»Wenn du willst, ziehe ich auch zu dir nach Paris«, sagte er. »Aber nicht so. Nicht, solange du noch mit einem anderen verheiratet bist und wir unsere Liebe verstecken müssen.«

Zum ersten Mal an diesem Wochenende dachte Delphine an Henri. Er saß jetzt ganz allein in ihrem Landhaus, wo er nie zuvor ohne sie gewesen war. Er hatte das Wochenende vermutlich lesend und Musik hörend verbracht und sich um seine Frau gesorgt, die sich schon die ganze Woche über merkwürdig verhielt. Vermutlich hatte er kaum etwas gegessen, weil sie nicht da gewesen war, um ihn daran zu erinnern. Als Jungeselle hatte er sich von Dosensuppe ernährt.

»Bist du überhaupt noch in deinen Mann verliebt?«, fragte P.J. »Entschuldige. Das hätte ich nicht fragen dürfen.«

»Ich war nie verliebt in ihn. Nicht so wie jetzt. Aber es geht um mehr als Verliebtheit.«

In diesem Moment sah sie einen Funken Hoffnung in seinen Augen, aber er sagte nichts.

Am Montag streikte die Metro. Delphine dachte an ihn, während sie morgens den Papierkram erledigte und auch, als

sie einem Jungen und seiner Mutter einige erschwingliche afrikanische Instrumente zeigte, darunter ein Balafon und eine ägyptische Zummara. Um zwölf Uhr mittags rief P.J. an, um zu sagen, dass er im Taxi auf dem Weg zu ihr sei. Sie schloss den Laden zur Mittagspause, und sie machten einen langen Spaziergang durch Montmartre, während Henri an der Sorbonne einen Vortrag hielt. Sie zeigte ihm das Haus, in dem sie aufgewachsen war. Es stand in einer schmalen, bescheidenen Gasse, die doch nur zwei Blocks von einer prachtvollen Gegend voller *voies privées* entfernt lag.

»Unsere Wohnung war im fünften Stock«, erklärte sie. »Kein Aufzug. In Paris leben die Reichen und Armen im selben Haus. Je weniger Geld man hat, desto kleiner ist die Wohnung. Und desto weiter oben.«

Er lachte.

Als sie ihm das Backsteingebäude zeigte, in dem sie gewohnt hatte, bevor sie mit Henri zusammengezogen war, stockte ihm der Atem.

»Zauberhaft«, sagte er und machte gleich ein Foto. »Wie konnte dein Vater sich das leisten?«

»Die Besitzerin mochte ihn. Und er gab ihr und all ihren Freunden Unterricht. Außerdem spielte er für sie, wann immer sie es verlangte.«

»Das ist ihm bestimmt auf die Nerven gegangen.«

»Für ihn war es ein gutes Geschäft«, sagte sie.

»Stimmt auch wieder.«

Sie war stolz auf das Haus, und es freute sie, dass er es als das Juwel erkannte, das es war.

Sie hakte sich bei ihm ein, und sie schlenderten zum Boulevard de Clichy hinunter, wo sich ein Sexshop an den anderen reihte. Hier und da hatte sich ein Bioladen oder eine Boutique dazwischengedrängt, woran klar zu erkennen war, dass die Gentrifizierung Montmartres nicht mehr aufzuhalten war.

»Das Viertel hier war früher ein *quartier populaire*. Als ich klein war, wohnte bei uns um die Ecke ein käuflicher Transvestit«, sagte sie. »Mein Vater fand das gut. Er meinte, dass so immer jemand ein Auge darauf hatte, was in der Gegend los war.«

Henri gegenüber hätte sie so etwas nie erwähnt, aber sie war sich sicher, dass P.J. es witzig finden würde. Und sie hatte recht, denn er sagte: »Wow. Da kann die Nachbarschaftswache wirklich nicht mithalten.«

Er hielt kurz inne und sagte dann: »Das ist mein absolutes Lieblingsviertel in Paris, keine Frage.«

Am Dienstag liebten sie sich in seinem Hotelzimmer, als Henri glaubte, sie sei beim Arzt. Am Samstagabend sollte sein Flug gehen, und diese Tatsache lastete schwer auf ihnen. Am Mittwoch kam sie nicht weg, aber sie dachte ununterbrochen an ihn, seine Lippen, seine Hände und jedes Wort, das sie während der letzten Wochen ausgetauscht hatten.

Am Donnerstag sprach sie sein Angebot zum ersten Mal direkt an.

»Ist dir klar, dass ich alles aufgeben würde, wenn ich mit dir käme? Mein ganzes Leben.«

»Ja, ich weiß.«

»Ist das nicht ganz schön viel Verantwortung für einen so jungen Mann?«

»Du bist die Richtige«, sagte er. »Das weiß ich einfach.«

»Und wenn sich das ändert?«

»Das wird es nicht.«

»Und was wird aus dem armen Henri? Wie soll ich ihm das nur beibringen?«

»Ich dachte, unter Franzosen sind Affären ganz normal, und die Partner sind darauf vorbereitet«, sagte er.

»Du hast zu viele schlechte Filme gesehen. Außerdem ist das hier keine Affäre.«

Dann kamen ihr die Tränen. Als er fragte, weshalb sie weine, sagte sie, sie wüsste es selbst nicht. Aber in Wahrheit war ihr gerade klargeworden, dass sie sich verliebt hatte, und dass sie Henri vielleicht wirklich verlassen würde.

Wenn sie doch nur eine gute Freundin hätte, die sie anrufen und um Rat hätte bitten können. Aber seit ihre wenigen Freundinnen von der Uni geheiratet und Kinder bekommen hatten, war der Kontakt zu ihnen abgebrochen. Als sie Henri kennenlernte, war sie vollkommen allein gewesen, und jede neue Bekanntschaft, die sie seitdem gemacht hatte, kannte Henri mindestens genauso gut wie Delphine. Wie gern hätte sie jetzt mit ihrem Vater gesprochen. Sie überlegte sogar, sein Grab zu besuchen, aber was würde das nützen? Seine Antworten würden sich auf die Vergangenheit beziehen. Delphine würde ihre Entscheidung ganz allein treffen müssen.

Am Freitag ging sie abermals nicht zur Arbeit, um Zeit zum Nachdenken zu haben. Sie lief durch die Straßen von Paris und versuchte, für sich selbst die Rolle einer guten, vernünftigen Mutter zu spielen, indem sie alle Argumente gegeneinander abwog. Sie konnte es einfach tun und alles riskieren: ihre Ehe, ihr Geschäft und die einzige Stadt, in der sie je zu Hause gewesen war. Oder sie konnte P.J. gehenlassen und in ihr altes Leben zurückkehren, in die tödliche Langeweile.

Jedes Jahr im August schlossen sie das Geschäft für drei Wochen. In einer Woche würden sie Paris verlassen, um drei Wochen auf dem Land zu verbringen. Dort herrschte absolute Stille, und Delphine bezweifelte, dass sie es aushalten würde, ihren eigenen Gedanken in diesem Maße ausgesetzt zu sein.

Wenn sie die Sache rational betrachtete, war es schlicht unmöglich, Henri zu verlassen. Außerdem war es ein viel zu großes Risiko, ihr ganzes Leben für einen Mann umzukrempeln, den sie erst seit zwei Wochen kannte. Doch wenn sie sich als ein Korn Sternenstaub betrachtete, wenn sie daran dachte, wie

kurz das Leben war und dass nichts, was sie jetzt tat, in hundert Jahren von irgendeiner Bedeutung sein würde, konnte sie sich davon überzeugen, dass sie es wagen sollte. Warum auch nicht? Sie war von ihrer Mutter verlassen worden und hatte es überlebt. Henri würde schon darüber hinwegkommen.

Zu Hause kochte sie sich einen *tilleul* mit Lavendel, den ihr Vater ihr früher zur Beruhigung gemacht hatte. Aber sie brauchte jetzt etwas Stärkeres und griff schließlich nach Henris Scotch.

Als er von der Arbeit kam, waren ihre Koffer gepackt, und sie saß zitternd auf dem Sofa. Delphine schenkte ihm ein Glas Scotch ein und reichte es ihm, während er im Wohnzimmer die Post durchging. Sie musste es sofort sagen, bevor sie der Mut verließ. Sie hatte sich überlegt, P.J. gar nicht zu erwähnen, sondern Henri einfach zu sagen, dass sie eine Pause von der Beziehung brauche. Doch als sie den Mund aufmachte, brach die Wahrheit aus ihr hervor: »Ich muss dir etwas sagen«, fing sie an. »Und weil es keinen schmerzlosen Weg gibt, es dir mitzuteilen, sage ich es einfach, wie es ist: Ich habe mich in einen anderen verliebt. *L'Américain*. Der Filou. Ich habe viel Zeit mit ihm verbracht, und er will, dass ich mit ihm nach New York gehe. Ich habe ja gesagt. Vielleicht ist es ein Fehler, aber das weiß ich erst, wenn ich es ausprobiert habe. Und ich muss es wissen.«

Einen Moment lang sah Henri sie verwirrt an, als wäre er in der falschen Wohnung, aber dann verzog sich seine Miene. Er sank in den Stuhl, der hinter ihm stand, als könnten seine Beine ihn nicht mehr tragen.

»Ich wusste, das irgendwas los war«, sagte er. »Ich dachte, dass du schwanger bist.«

Mit diesen Worten ließ er das Gesicht in die Hände fallen, und Delphine sah, was sie ihm angetan hatte.

»Vergib mir«, flüsterte sie dumm. »Bitte.«

Darauf folgte die vermutlich schrecklichste Stunde ihres Lebens. Henri stellte keine Fragen. Er flehte sie nicht an, es sich noch einmal zu überlegen. Er saß einfach nur da, während sie weinte. Schließlich küsste Delphine ihn auf die Stirn, nahm ihre Sachen und verließ die Wohnung.

Sobald sie an der frischen Luft war, spürte sie eine große Freude. Sie drehte eine kleine Pirouette auf der Straße und lächelte einem vorbeigehenden alten Mann zu. Nie zuvor hatte sie gleichzeitig zwei so starke, vollkommen entgegengesetzte Gefühle verspürt. Das war Egoismus, wie er unverzeihlicher, aber auch köstlicher nicht sein konnte. P.J. wartete vor der Brasserie. Zur Begrüßung nahm er sie in die Arme und wirbelte sie in der Luft herum.

»Wirklich wahr?«, fragte er.

»Ja!«

Er ließ sie wieder runter und dann, plötzlich, sie dachte schon, er würde hinfallen. Aber nein: Er kniete vor ihr nieder.

Dann griff er in seine Hemdtasche und holte einen Ring hervor.

»Der Ring hat meiner Mutter gehört«, sagte er. »Delphine, willst du meine Frau werden?«

Sie flüsterte ihm ein Ja ins Ohr und sie umarmten sich. Als er ihr den Ring an den Finger steckte, stieß der an ihren einfachen Goldring, was ihr die Absurdität der Situation vor Augen führte: Wie konnte sie sich ihm versprechen, wenn sie doch schon verheiratet war?

Delphine schob den Gedanken beiseite. »Hast du den Verlobungsring deiner Mutter immer in der Tasche, falls du Lust bekommen könntest, jemandem einen Antrag zu machen?«, fragte sie.

»Nein«, antwortete er. »Ich habe letztes Wochenende einen Freund in New York angerufen und ihn gebeten, ihn mir rüberzuschicken.«

»Letztes Wochenende? Aber da hatte ich mich doch noch gar nicht entschieden.«

Er grinste. »Na ja, ich habe eben gehofft.«

Während des Fluges nach New York am nächsten Abend war sie voll stürmischer, aufregender Gefühle. *Ich werde diesen gutaussehenden, lebhaften Mann heiraten*, dachte sie, während sie die Augen auf ihn gerichtet hielt. *Jetzt fängt ein ganz neues Leben an*. Sie wollte jemandem diese tollen Neuigkeiten erzählen, jemandem, der sie liebte und sich für sie freuen würde. Seltsamerweise dachte sie dabei an Henri.

Sie würde sich von ihm scheiden lassen müssen. Das würde ihm das Herz brechen, so viel war klar, und er war vollkommen unfähig, sich da selbst wieder herauszuholen. Am liebsten hätte sie tröstend die Arme um ihn gelegt. Aber das stand ihr jetzt nicht mehr zu.